

Der Seher von Étampes



Abel Quentin

**DER SEHER VON
ÉTAMPES**

AUS DEM FRANZÖSISCHEN VON
LAURA STRACK



Matthes & Seitz Berlin

Den alten Keilern

Ich bin kein Gefangener der Geschichte. Nicht in ihr
darf ich nach dem Sinn meiner Bestimmung suchen.

Frantz Fanon, *Schwarze Haut, weiße Masken*, 1952

In allen Potomacs ertränkte sich der Mond,
Ich bat um deine Huld und ihre Scheiterhaufen.

Robert Willow, *Massachusetts Avenue*, 1951

I

THE WINNER TAKES IT ALL



»»Wir sind alle Einwandererkinder« ... Was soll das bitte heißen?! Glauben Sie wirklich, dass Sie auch nur einen Bruchteil von dem empfinden können, was eine migrantisierte Person empfindet? Finden Sie nicht, dass es allerhöchste Zeit ist, die »Einwandererkinder« selbst sprechen zu lassen? Endlich damit aufzuhören, ihnen die Stimme wegzunehmen?«

Jeanne, die neue Freundin meiner Tochter, sah mich streng und schmallippig an. Sie erinnerte mich an eine Puritanerin aus dem Iowa des neunzehnten Jahrhunderts. Infolge andauernden Leidens war ihre Kiefermuskulatur angespannt.

Es war zwanzig Uhr und der Abend stand unter keinem guten Stern. Als ich eine Suze bestellen wollte, hatte mich der Kellner nur fragend angeschaut: Offensichtlich war ihm so etwas noch nie zu Ohren gekommen. So hatte ich mich mit einem Cocktail auf Gurkenbasis begnügen müssen, an dessen Oberfläche vereinzelte Sesamkörner dümpelten. »Sieht aus wie Zwergmausköttel«, hatte ich gewitzelt, um die Atmosphäre etwas aufzulockern, leider ohne Erfolg.

Am Tisch herrschte klebrige Spannung – innerhalb weniger Minuten Bande der Herzlichkeit zwischen den Menschen entstehen zu lassen, war kein leichtes Unterfangen. Nur Léonie schien sich wohlfühlen und schlürfte geräuschvoll ihren Szechuan-Pfeffer-Tee, während sie unserer Diskussion lauschte. Das reine und gutmütige Mädchen, das sie war, konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, dass zwei Menschen, die es liebte, nicht automatisch Freundschaft miteinander schlossen.

Ich stotterte mir ein improvisiertes Schuldbekenntnis zurecht und versuchte meinen Satz zu erklären, indem ich daran erinnerte, dass Harlem Désir, der Mitbegründer von SOS Racisme, antillische Vorfahren gehabt hatte. Bei Julien Dray war ich mir nicht so sicher, da müsste ich nachgucken, aber er könnte schon so was wie

ein elsässischer Jude gewesen sein. Oder eben doch aus Algerien. Ich versprach, mich zu informieren.



Wir saßen zu dritt am Tisch, ich, meine Tochter Léonie und ihre Freundin Jeanne. Das allein war schon eine kleine Revolution. Vor fünf Jahren hatte ich das Ritual des sonntäglichen Abendessens mit meiner Nachfahrin eingeführt, und zwar in trauter Zweisamkeit. Dritte waren nicht zugelassen. Ich war dabei dem Rat meiner Ex-Frau Agnès gefolgt, *einen heiligen Vater-Tochter-Moment zu etablieren*. Agnès – die Frau mit den wertvollen Ratschlägen, deren Weisheit ich seit unserer Scheidung und nun, da ich allein meiner Wege gehen musste, schmerzlich vermisste.

Léonie wohnte in Pontoise, im Viertel Saint-Martin, das seine engen und feuchten Straßen rund um den Bahnhof der Pariser Vorstadt zog. Sie hatte mich nie zu sich eingeladen, und ich hatte mich damit abgefunden: Bestimmt fürchtete sie meine sarkastischen Kommentare zur Ausstattung ihrer kleinen *Butch*-Residenz, die sie vermutlich nach dem Umzug aus der Kapitale eins zu eins wiederhergestellt hatte, mit sämtlichen Christine and the Queens-Postern und dem unvermeidlichen armenischen Räucherpapier. Es war schrecklich, dem eigenen Kind ein solches Gefühl zu vermitteln (anstatt ihm ein Zufluchtsort zu sein, das vertraute Antlitz der Güte und Geborgenheit ...). Dabei richteten sich die sarkastischen Kommentare, die mir hier und da wohl tatsächlich entglitten, doch vor allem gegen mich selbst. Ich nahm es Léonie übel, dass sie mir so ähnlich war. Meine Tochter hatte von mir eine gewisse Neigung zum Scheitern geerbt, wobei diese bei ihr ganz ohne die väterliche Bitterkeit auskam, ohne dessen finsternen Scharfsinn: Léonie hatte ein sonniges Gemüt. Sie arbeitete im Bereich Unternehmenscoaching mit Schwerpunkt Beziehungsarbeit – einer dieser Jobs, die in den verschiedenen Sektoren und Branchen der freien Marktwirtschaft gerade wie Pilze aus dem Boden schossen (wie Fliegenpilze, hätte Marc gesagt), dank der Hochkonjunktur eines so scheinheiligen Konzepts wie der sogenannten *Corporate*

Social Responsibility. Für CSR-bekehrte Unternehmen bestand die Idee in etwa darin, die Öffentlichkeit davon zu überzeugen, dass sie Akteure eines Kapitalismus menschlichen Antlitzes waren, dass ihre Gefräßigkeit, ihr Zynismus, ihre Brutalität Grenzen kannten und dass sie sich um das Wohlbefinden ihrer Angestellten sorgten (und warum nicht gleich auch um deren CO₂-Bilanz). Um dieser Idee Substanz zu verleihen, bezahlte man externe Dienstleister (schlecht), damit diese den Leuten beibrachten, wie man miteinander spricht, wie man »die Rede im *open space* befreit«. Das also tat Léonie Tag für Tag in überheizten Meeting Rooms des Geschäftsviertels La Défense. Konkret bestand ihre Arbeit darin, lustige Spielchen für mal pikierte, mal zum Scherzen aufgelegte Führungskräfte zu organisieren und PowerPoint-Folien zu sharen, die allen Ernstes erklärten, dass »ein ausweichender Blick in der non-verbalen Kommunikation ein Zeichen von Misstrauen ist«. Manchmal erteilte sie ihre Ratschläge auch dezentral, über Skype. Kurzum, es war ein Scheißjob, und es wäre durchaus vergnüglich gewesen, gemeinsam mit der Betroffenen darüber zu lachen, unter Freunden sozusagen. Aber Léonie war eines jener Wesen, die unfähig sind, den eigenen Niederlagen ins Auge zu sehen – genauso, wie sie ihren Umzug ins Val-d’Oise damit erklärt hatte, das Pariser Stadtleben nicht mehr zu ertragen, wobei es ein offenes Geheimnis war, dass sie einfach die Wuchermiete ihrer Wohnung im Osten der Kapitale nicht mehr stemmen konnte; genauso, wie sie gesagt hatte, die Beziehung mit ihrer vorherigen Freundin Maeva hätte sowieso keine Zukunft gehabt, als diese sie für eine Praktikantin in den Wind schoss; genauso, wie sie gesagt hatte, dass die Umstände dieser Trennung die Persönlichkeit ihrer großen Liebe in einem neuen Licht erstrahlen ließen und dass besagter Maeva im Grunde nichts Besseres im Leben hätte passieren können, als von einer Schlampe mit Kreolen und Sandaletten abgeschleppt zu werden. Genauso, wie sie ihre emotionalen Enttäuschungen in schillernde Farben zu kleiden pflegte, endete Léonie ihren Bericht, wenn sie wieder einmal mit Pauken und Trompeten irgendwo gescheitert war: »Das ist das Beste, was mir passieren konnte.« Als sei jede Bauchlandung ein Geschenk des Himmels.

Mir gefiel es, mich von diesem fröhlichen, unfassbar gutmütigen Mädchen verhätscheln zu lassen. Léonie war eine jener Alltagsheiligen, die leuchten, ohne je ein Wunder getan oder eine spektakuläre Handlung begangen zu haben – einen Mann mit Glasknochenkrankheit heilen zum Beispiel, oder eine Marienstatue Blutstränen vergießen lassen. Die Chancen, dass der Bischof von Pontoise ein Diözesanverfahren zu ihrer Seligsprechung einleiten würde, gingen folglich gegen Null. Bei meiner Scheidung vor fünf Jahren hatte sie sich in erstaunlicher Weise auf meine Seite geschlagen. Dabei war sie damals gerade volljährig geworden und konnte zum Elternteil ihrer Wahl ziehen, oder einfach direkt die Fliege machen. Zweifelsohne wäre ihr Leben im Penthouse der Beraterin von Bain & Company, die ihre Mutter war, angenehmer gewesen, aber Léonie hatte sich loyal gezeigt und geopfert, weil sie wusste, dass ich mich in einer Notlage befand (wir sprechen hier von einer sehr düsteren Periode, in der ich im Halbdunkel meine Motorhead-Alben rauf und runter hörte und Morgen für Morgen erwachte wie nach einer Amputation). Léonie hatte es nicht übers Herz gebracht, mich allein zu lassen, und mir hatte der Mumm gefehlt, dieses Almosen abzulehnen. Egoistisch, wie ich war, hatte ich »eingewilligt«. So waren wir zwei Jahre lang Mitbewohner gewesen, bevor sie ein Studienaufenthalt für ein Jahr nach Kopenhagen beförderte. Vielleicht war sie in unserer WG trotzdem auf ihre Kosten gekommen, schließlich hatte ihre Mutter die nervige Angewohnheit, Léonie mit ihren eigenen Träumen und Ansprüchen einer überambitionierten Workaholic unter Druck zu setzen. Agnès forderte immer von ihr, über sich hinauszuwachsen; sie präsentierte ihr die Welt wie einen Dschungel, in dem man sich jeden Sieg mit den Zähnen erkämpfen musste. Das war ziemlich zutreffend – und total beängstigend. Ich für meinen Teil war nicht wirklich die erdrückende Figur des Patriarchen, der über seine Sippschaft wacht: Diese Rolle war Agnès auf ganz natürliche Weise zugefallen. So hatte meine Ex-Gattin diesen Kummer über meine Komplizenschaft mit Léonie so hingegenommen, wie sie es mit jedem Kummer tat: ohne mit der Wimper zu zucken.



Jeanne, Léonies neue Freundin, hatte darauf bestanden, das Restaurant auszusuchen. Vielleicht war das eine Art, ihr Revier zu markieren, oder zumindest, die Feindseligkeiten in einer Umgebung zu eröffnen, die ihr den Heimvorteil sichern würde (ich meine mich zu erinnern, wie Marc einmal einen Strategen des alten China zu diesem Thema zitiert hatte: »Wer die Beschaffenheit des Terrains nicht kennt, wird seine Truppen nicht voranbringen« – oder so ähnlich). Wir hatten uns also im *Renaissance* verabredet, einem kleinen angesagten Bistrot im Stadtteil von Jeannes Office, in der Nähe der Halle Freyssinet. Jeanne war Gründungsmitglied irgendeines Startups – ganz genau hatte ich nicht begriffen, was sie da tat, ich wusste nur, dass es irgendwas mit *Websolutions* zu tun hatte. Sie war älter als meine Tochter und hatte wahrscheinlich finanziell ausgesorgt. Ich war froh, Léonie in der Obhut einer Frau mit klaren Ideen und eisernem Willen zu wissen – zumindest für eine gewisse Zeit. Erleichtert, und auch beunruhigt: Léonie war mittellos, verletzlich in ihrer Liebe, die sie schon jetzt spürbar auffraß, abhängig von dieser älteren, kampferprobten Frau. Sie musste sich schützen. Sie sollte gewisse Garantien einfordern, ganz konkret. Ich hatte mir fest vorgenommen, derart triviale Themen bei Gelegenheit einmal anzusprechen. Würden die beiden beschließen zu heiraten, würde ich Léonie überreden, auf eine Gütergemeinschaft hinzuwirken. Was ich mit meiner Ex-Frau nicht getan hatte und nun bitter bereute, jeden einzelnen Tag meines Lebens.

Um ihrem Vater eine gute Tochter zu sein, hatte Léonie es darauf angelegt, mich bei ihrer neuen Flamme in günstiges Licht zu rücken. Im verzweifelten Versuch, mich liebenswürdig zu machen, hatte sie mich auf meine Zeit als Aktivist in den Achtzigerjahren angesprochen. Vielleicht hätte sie es nicht ganz so nachdrücklich tun sollen.

»Weißt du, Jeanne, Papa war total aktiv bei SOS Racisme, kurz nach der Gründung in den Achtzigern.«

Sanft schubste sie mich auf die Bühne: Nur zu, Papa. Zeig uns, was du kannst! Zeig dich von deiner besten Seite. Ich hatte daraufhin meine kleine Rede gehalten, die Léonie in- und auswendig kannte, die Legende der Achtziger herunterbetet, die Marche des Beurs, die ersten Jahre der Organisation im chaotischen Bienenstock der Rue Martel 19, das Megakonzert auf der Place de la Concorde, mein Afterpunk-Dandy-Style ... Ich hatte erzählt, wie ich meine Zigaretten damals zwischen Ring- und kleinem Finger hielt; und dann ... ja, die Hochämter unserer Organisation in der Maison de la Chimie, der Kleinkrieg mit den Altstalinisten vom MRAP, die großen Gelage mit den »Paten« Coluche und Simone Signoret, die »außerordentliche Freiheit dieser Jahre« – lauter Themen, die ich in einen derart stereotypen Bericht eingeschlossen hatte, dass ich selber nicht mehr genau wusste, was ich eigentlich davon hielt, und im Grunde nicht einmal mehr, was wirklich geschehen war. Die Erzählung hatte sich zwischen mich und mein Gedächtnis geschaltet: Wie ein verzerrender Film hatte sie meine Erinnerungen verändert und war mit ihnen verschmolzen. Ich hatte mit einer demütigen Note geendet – »Ich bin wirklich nicht nostalgisch, wir waren schon auch irgendwie dumm, aber es geht hier ja eh nicht um mich, eure Generation ist da viel reifer und hat ja auch ihre Herausforderungen« – und schon wieder wusste ich nicht mehr genau, was ich wirklich davon hielt, oder vielleicht wusste ich es auch nur zu gut.

Jeanne war nicht darauf eingegangen.

Was ihre unterdrückte Wut zu bedeuten hatte, sollte ich erst später verstehen, nach der Affäre. Was Jeanne damals meinte, als sie mich beschuldigte, denen, für die wir eintraten, »die Stimme wegzunehmen«, ist mir heute, da ich »erweckt« bin (*woke*, wie SIE sagen), vollkommen klar: Sie hatte die Schnauze voll von Verbündeten, die scharf auf Lorbeeren waren; sie hatte die Schnauze voll von der Feierlichkeit selbstgefälliger weißer Männer; sie hatte die Schnauze voll von Typen, die gelobt werden wollten, weil sie Frauen nicht gleich an die Pussy fassten, die nach Applaus lechzten, weil sie vor vierzig Jahren mit einem schwarzen Kumpel auf die Straße gegangen waren; sie hatte die Schnauze voll von der toxischen Männlichkeit der Altachtundsechziger; sie hatte die Schnauze voll vom Linkspaternalismus; sie hatte die Schnauze voll von all den Vatertöchterchen und vielleicht hatte sie auch schon die Schnauze voll von Léonie, die mich ansah, als wäre ich Gilles Deleuze oder Roland Barthes höchstpersönlich, dabei war ich doch vor allem ein ziemlich schauerlicher Suffkopp.

Ein Versager – und trotzdem ein Unterdrücker, wie mir Jeannes erzürnter Blick zu verstehen gab. Und dann auch noch einer von der schlimmsten Sorte: von der der *White Saviors*, der weißen Retter, der Nachzügler der letzten Stunde, die sich noch schnell mit den Neuen Mächten verbünden wollten, während sie schon merkten, dass ihnen ihr kleiner weißer Cis-Mann-Arsch gerade auf Grundeis ging. Doch die Neuen Mächte brauchten mich bereits nicht mehr. Die Zeit, um ihr Vertrauen zu buhlen, war vorbei; jetzt hieß es nur noch, die Eier zwischen den Klängen der Racheschere ruhigzuhalten. Jetzt hieß es einfach nur noch zahlen, blechen, und zwar ohne zu murren. All das habe ich seither gelernt, doch an diesem Abend, dort im *Renaissance*, konnte ich es nicht einmal ahnen.

Ein letztes Mal versuchte ich, mich zu rechtfertigen:

»Wir haben niemandem die Stimme weggenommen. Herablassend war da keiner. Wir waren erschüttert über den Erfolg des Front National in Dreux bei den Kommunalwahlen '83. Harlem Désir, Julien Dray – das waren charismatische Leute, Visionäre! Wir wollten nicht lockerlassen. >Wir sind alle Einwandererkinder«,

das kam aus tiefstem Herzen! Ein Aufschrei der Solidarität. Wie das ›Wir sind alle deutsche Juden‹ von '68. Es gibt nur eine Jugend, und das sind wir, und wir scheißen auf den Front National.«

Bis hierhin hatte ich gut performt, zumindest hatte ich nichts wirklich Peinliches gesagt. Ich wollte, dass Léonie stolz auf mich war. Ein würdiger Vorzeigepapa sein. Jeannes Blick nahm mich immer noch ins Visier und ich schwitzte Blut und Wasser. Es wirkte wie eine Warnung: »Pass auf, was du sagst.« Die Blicke der jungen Leute an den Tischen ringsum kreuzten sich wie Schwerter. Lächelnd entblößten sie makellose Zahnreihen. Ich musste an frisch operierte American-Football-Spieler denken.

In diesem Viertel war ein riesiges Gründerzentrum entstanden, hatte Jeanne uns erklärt, und dieses ganze junge Völkchen arbeitete im vielversprechenden High-Tech-Universum. Sie waren nicht einmal halb so alt wie ich. Das Leben kam ihnen entgegen, beladen mit reifen Früchten und Honigwein. Die Zeit war ihr Spielplatz, die Welt ein Feriendorf. Sie jetteten mühelos zwischen Shanghai und London, Paris und Johannesburg hin und her – Hauptsache, es gab 5G. Wenn man sie nach ihren Projekten fragte, nahmen sie verträumte Haltungen ein und redeten von einer Welt, in der jeder Quadratzentimeter von Datenströmen durchtränkt sein würde. Es war egal, dass besagte Ströme den mageren Gedankenwelten der *Digital Natives* Hohn sprachen – wichtig war, dass sie niemals versiegt und ihr Netz immer dichter wurde: Internet als der Atem der Welt. Derart prometheische Wahnvorstellungen waren für viele eine Frage der Haltung, der *attitude*. Der eigentliche Grund ihrer Schwärmerei aber war vermutlich derselbe, der den Lauf der Welt schon seit Anbeginn der Zeit bestimmte: möglichst schnell möglichst viel Kohle zu machen. Die jungen Leute strahlten alle, und von ihren einfachen, direkten Worten ging unglaubliche Lebendigkeit aus.



Jeanne hatte eine hohe, gewölbte Stirn und ich konnte nicht anders, als mir gedanklich die Schäden auszumalen, die diese, impulsiv

nach vorne geschleudert, anrichten könnte, wenn ihre Inhaberin sich dazu entschliesse, mir das Nasenbein zu brechen. Ich wechselte das Thema und fragte sie nach ihrer Arbeit. Sie antwortete in einem obskuren Neusprech, sagte irgendetwas von *antagonisieren*, von *Disruption* und dem »Winner-take-all-Mythos«. Die junge Puritanerin war mit einem eisernen Willen gesegnet. Sie war dreißig Jahre jünger als ich, aber es stand außer Frage, dass hier am Tisch niemand erwachsen war außer ihr.

Ich fragte sie:

»Wie machst du das, Jeanne? Ich meine, wie schaffst du es, niemals aufzugeben?«

»Sich nicht vom Leben ablenken lassen, das ist der Trick. Zwölf Stunden Workload pro Tag, zwei Stunden Fitness. Boxen, Marathon, Ausdauer. Slow carbs und viel Mineralwasser. Wenig Schlaf. Vier, fünf Stunden, das reicht.«

Diese Eiswassergeschichten raubten mir das letzte Quäntchen Energie. Agnès hatte recht: Die Welt war ein erbarmungsloser Dschungel. Beim darwinistischen Wettlauf ums Überleben im kapitalistischen Milieu hätten weder ich noch Léonie eine Chance gegen Jeanne gehabt – wir trugen beide die rote Laterne auf Lebenszeit. Wie sollte man es mit solchen Ausnahmekämpfern aufnehmen? Als die Finanzmärkte an jenem Morgen öffneten, hatte ich gerade eine Versorgungslücke in Sachen Kaffeefilter diagnostiziert und mich mit einem Tütchen Instant gerettet. Freudlos hatte ich vor einem Video masturbiert, in dem eine Russin mit einem Typen herumtollte, der wohl eine Art Pädagogen verkörpern sollte (Mittelstufe, fürchte ich), einen Mathe- oder Erdkundelehrer, das war nicht ganz klar, auf der Tafel standen irgendwelche Gleichungen und auf dem Tisch, auf dem die beiden Unzucht trieben, lag eine Weltkarte – die Frage blieb also ungeklärt. Beinahe beneidete ich meine Tochter um ihre Fähigkeit, die Realität zu leugnen: So blieb ihr die ein oder andere Enttäuschung erspart.

»Slow carbs«, hatte Jeanne gesagt. Ich biss die Zähne zusammen, um nicht unflätig zu wirken, und murmelte etwas in der Art von *beeindruckend*, *Hut ab*, doch ich merkte, dass etwas in mir soeben zerbrochen war. Ich war fünfundsechzig Jahre alt, ich

hatte fünfunddreißig Jahre meines Lebens damit zugebracht, die Geschichte des Kalten Krieges einem Publikum zu vermitteln, das mir bestenfalls mit höflicher Gleichgültigkeit begegnete. Waren die Finessen der Truman-Doktrin und die Wechselfälle der Berlin-Blockade bereits für die erste Studentengeneration schwer verdaulich gewesen, konnte die, mit der ich es in den 2010er Jahren zu tun gehabt hatte, überhaupt gar nichts mehr damit anfangen: Beim Mauerfall hatten die meisten aus dieser Generation Windeln getragen. Ich hatte mir einen schlaffen Bierbauch wachsen lassen, den ich inzwischen nicht einmal mehr unter ausgeleierten Pullis verbergen konnte. Unmissverständlich zeichnete er sich unter dem Stoff ab – ein Zeugnis meiner Abdankung. »So eine Wampe hat jemand, der dem Leben den Rücktritt erklärt hat«, hatte Agnès, Léonies Mutter, einmal zu mir gesagt, wenige Wochen, bevor sie mir den Laufpass gab. Sie hatte recht. Sie hatte es ohne Boshaftigkeit gesagt, sie nahm mir überhaupt nichts mehr übel, und das spurlose Verschwinden der Vorwürfe aus unseren Kommunikationen hatte unserer Beziehung die Totenglocke geläutet: Sie hatte sich damit abgefunden, hatte schließlich einfach akzeptiert, dass ich wirklich dieser Mann da war (und mit »da« war ein willensschwacher, beschränkter Typ gemeint). Sie hatte verstanden, dass es hinfällig war, die Erinnerung an den Mann wachzuhalten, der sie Mitte der Achtzigerjahre verführt hatte; hinfällig und sogar ungerecht, denn meine wahrhaftige Natur war eben *da*, auf dem Tiefpunkt des siebten Lebensjahrzehnts, zur bitteren Stunde der ersten Bilanz, und die galt es zu respektieren oder zumindest zu akzeptieren, es sei denn, man wollte mich unnötig quälen – es sei denn, man wollte von mir verlangen, ein anderer zu sein.

Léonie gähnte. Die Lichter des Restaurants gingen aus, und der Tisch neben uns stimmte ein Happy Birthday an, in das der Rest des Saals umgehend einfiel. Ich spürte, dass ich nichts anderes mehr tun konnte, als mich meiner natürlichen Neigung hinzugeben. Ich setzte eine betont ungezwungene Miene auf und bestellte meinen ersten Gin.